8. XVIII. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Sonnabend, 5. Januar 1889.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Die Untersuchung gegen Professor Geffcken ist eingestellt.

Aus dem Untersuchungsgefängniß in Alt-Moabit geht uns eende überraschende Nachricht zu:

„In Folge einer heute Morgen an den Ersten Staatsanwalt gerichteten, im Kriminalgerichtsgebäude eingetroffenen Depesche ist Geh. Rath Professor Geffcken heute Morgen aus der Untersuchungshaft entlassen worden. Die Entlassung erfolgte auf Grund des aus Leipzig ergangenen Beschlusses des Reichsgerichts, wonach das Verfahren gegen Geffcken einzustellen ist. Der Erste Staatsanwalt theilte dem Geh. Rath Geffcken diese günstige Wendung seines Geschickes persönlich mit, und der Letztere traf sofort Anstalten zu seiner Abreise. Um 11¼ Uhr traf eine offene Droschke erster Klasse vor dem Untersuchungsgefängniß ein, und diese bestieg, unter sichtbaren Zeichen der Aufregung, Geh. Rath Geffcken, um der Freiheit wieder entgegenzueilen. Derselbe begab sich aber nicht unmittelbar nach dem Bahnhofe, sondern gab dem Kutscher eine Privatadresse als Ziel an.“

Diese Meldung wird und muß in der ganzen civilisirten Welt, welcher das Schicksal des Veröffentlichers der Tagebücher Kaiser Friedrichs aus den Kriegsjahren 1870/71 so lebhafte Theilnahme zeigte, das denkbar größte Aufsehen machen. Noch vor wenigen Tagen gefiel sich die konservative Presse in dunklen Drohungen gegen alle jene Organe, die nur einen Zweifel an der Verschuldung und Strafbarkeit Professor Geffckens zu verlautbaren gewagt hatten. In unglaublicher Weise hatte man von jener Seite aus die öffentliche Meinung nicht nur zu beeinflussen, sondern direkt zu terrorisiren versucht, und nun dieses Ende!

Nach dem Immediatbericht des Fürsten Bismarck gegen den damals noch unbekannten Autor der Veröffentlichungen, nach dem Vorwurf der „Indiskretionen“, deren sich Kaiser Friedrich schuldig gemacht haben sollte, nach all den diplomatischen und juristischen Schlußfolgerungen jenes Aktenstückes, von denen sich allerdings im Laufe der Zeit schon eine ganze Reihe als nicht stichhaltig erwiesen hatten, nach all dem polizeilichen und preßpolitischen Apparat, der gegen Professor Geffcken aufgeboten war — diese Entschließung des Reichsgerichts!

Freilich, man hatte geraume Zeit dazu gebraucht, ehe die rechtliche Erkenntniß von der Schuldlosigkeit des Angeklagten sich Bahn brach. Vom 29. September 1888, dem Tage, an welchem das ehemalige Bundesrathsmitglied in Hamburg verhaftet wurde, bis zum 4. Januar 1889, dem Tage seiner Enthaftung und der Einstellung des Verfahrens, ist Professor Geffcken volle 99 Tage seiner Freiheit beraubt gewesen, hat er volle 99 Tage in Hangen und Bangen über sein Schicksal geschwebt. **Neunundneunzig Tage!**

Nun ist er frei, und die Welt hat aufs Neue erlebt: „Es giebt noch Richter in Deutschland!“ Diese so glänzend in die Erscheinung tretende Thatsache ist sicherlich für jeden patriotisch fühlenden Mann das Hervorragendste an dem großen Ereigniß. Es befestigt in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes die Zuversicht in die Unerschütterlichkeit des Unabhängigkeitsgefühls der deutschen Richter; es muß erfrischend wie ein Stahlbad auf alle jene Volksschichten wirken, in denen schon hier und da jene edle Zuversicht in unsern Richterstand schwankend zu werden begann.

Aber noch mehr! Deutschland, Europa, die Welt erhält nicht nur den vollgiltigsten Beweis, daß alle jene Unterstellungen sich als Lüge und Verleumdung erwiesen, welche die volle Integrität des deutschen Richterstandes in Frage zu stellen versuchten, sondern auch das theure Andenken Kaiser Friedrichs erscheint im strahlendsten Lichte allen jenen Anschwärzungen gegenüber, welche in den von dem edlen Fürsten hinterlassenen Tagebüchern eine Schädigung des Ansehens des deutschen Reiches erblicken wollten. Diese Kriegs-Tagebücher bleiben ein köstlichstes Vermächtniß für das deutsche Volk, und ihre Freigebung wird sicherlich nicht lange mehr auf sich warten lassen.

Kaiser Friedrichs Tagebuch aus dem Jahre 1870/71 und der Immediatbericht des Fürsten Bismarck vom 23. September 1888 aber werden für alle Zeit eine merkwürdige signatura temporis bleiben.

Belgien im Jahre 1888.

(Von unserem Korrespondenten.)

W. Brüssel, 3. Januar.

Das scheidende Jahr hat den beiden politischen Parteien Belgiens, welche seit sechs Jahrzehnten um die Herrschaft im Lande ringen, eine große Ueberraschung bereitet, die freilich nicht von beiden Theilen mit den gleichen Gefühlen aufgenommen wurde. Die liberale Partei war in dieses Jahr mit der Hoffnung eingetreten, daß es die Aera der Niederlagen und Enttäuschungen, welche seit 1884 über den belgischen Liberalismus hereingebrochen, endlich beschließen werde; aber der 12. Juni 1888 bedeutete für sie einen weiteren Sturz in den Abgrund, in den sie zu versinken droht. Die Klerikalen dagegen sahen den Juni-Wahlen mit den größten Besorgnissen entgegen. Sie fürchteten den Wechsel des Schicksals, der sich den politischen Parteien Belgiens so oft verhängnißvoll erwiesen, — und siehe da, sie gingen aus den gefürchteten Wahlen mit einem Siege hervor, wie er seit 1830 von keiner politischen Partei des Landes errungen wurde.

Die Ursachen, welche den neuerlichen, recht empfindlichen Rückgang des belgischen Liberalismus im Jahre 1888 verursachten, liegen theils in den belgischen Verfassungsverhältnissen, theils aber auch in den Fehlern, welche das letzte liberale Ministerium Frère-Orban beging. Die Verfassung von 1831 ist der dauernden Begründung einer liberalen Regierung sehr wenig günstig, weil sie nicht die weiten Volksschichten, sondern eine sehr beschränkte Zahl von bevorrechteten Staatsbürgern zu Richtern über die Politik des Landes beruft. Ueberall nun, wo die Parteien um die Gunst besonderer Stände buhlen müssen, besitzt die konservative Richtung die günstigere Stellung, und die liberalen Ideen müssen sich den Anforderungen dieser Stände anbequemen, wenn sie im Parlamente überhaupt vertreten sein wollen. Unter den konstitutionellen Staaten Europas besitzt nun Belgien die größte verfassungsmäßige Beschränkung politischer Rechte, indem seine von 1831 herrührende Verfassung nur jenen Staatsbürgern das Wahlrecht für die Kammern verleiht, welche mindestens 42.32 Francs jährlicher direkter Staatssteuer entrichten. Wer eine solche direkte Staatssteuer zahlt, entrichtet mindestens ebenso viel an Provinz und Gemeinde, so daß eine sehr beträchtliche direkte Steuerleistung erforderlich ist, um aus einem belgischen Staatsbürger einen belgischen Wähler zu machen. In Folge dieses veralteten Systems, welches ausschließlich auf dem Geldsack beruht, sind von den sechs Millionen Belgiern nur 116,000 zum Wahlrecht berufen, und auf diese geringe Wählerzahl, die in Frankreich von dem ärmsten Departement übertroffen wird, ist die Einwirkung der politischen Parteien beschränkt. Die liberalen Grundsätze mögen noch so viele Anhänger unter der kleinen Bourgeoisie und unter der Arbeiterschaft zählen, alle gebildeten Stände, die Beamtenschaft, die studirende Jugend, Advokaten und Richter mögen noch so sehr zu den erbittertsten Gegnern der Reaktion gehören, Tausende von aufgeklärten Staatsbürgern mögen nach politischen und sozialen Reformen rufen, so genügen doch 60,000 bevorrechtete Wähler, um die Herrschaft des Klerikalismus einzuführen, zu begründen und zu befestigen. Die 116,000 Kammerwähler sind das, was man in Belgien mit der „Stimme der Nation“ bezeichnet. Sie richten den Staat ein, wie sie wollen. Sie schaffen die Steuern, deren größter Theil von den Nichtwählern geleistet wird. Sie erfinden Militärgesetze, welche ihnen die Nichtleistung des militärischen Dienstes sichern, den Anderen aber alle Militärlasten aufbürden. Sie schalten und walten im Lande ohne Rücksicht auf die großen Massen, deren politische Rechtlosigkeit sie als eine förmliche Naturnothwendigkeit betrachten. Kein Wunder, wenn diese Leute jeden politischen und sozialen Fortschritt abwehren. Denn Fortschritt bedeutet Erweiterung des Wahlrechts, Abschaffung aller plutokratischen Privilegien, den Grundsatz der gleichen Rechte und gleichen Pflichten für Alle — lauter Dinge, von welchen die belgischen Kammerwähler in ihrer erdrückenden Mehrheit nichts wissen wollen.

In Folge der Beschränktheit der belgischen Wählerschaft, welche die Erhaltung ihrer Vorrechte über Alles setzt, hat die Lage der liberalen Partei von jeher eine sehr schwierige. Entweder betonte sie die Nothwendigkeit der großen demokratischen Reformen, wie Einführung des Wahlrechts, Abschaffung aller Privilegien, Einführung des persönlichen militärischen Dienstes, Schaffung des obligaten Schulunterrichts, Durchführung einer gründlichen Sozialreform, — dann war sie sicher, bei den Wahlen eine schmähliche Niederlage zu erleiden. Die Klerikalen brauchten selbst gar kein Programm zu entwickeln, sie gingen einfach zu den 116,000 Wählern und sagten ihnen: „Die Liberalen wollen euch euer bevorrechtetes Wahlrecht nehmen und euch überdies zwingen, selbst die Flinte zu tragen. Wir aber wollen euch euere Vorrechte ungeschmälert erhalten, und nun wählet!“ Die Wähler gingen an die Urne und wählten die klerikalen Kandidaten. Oder aber die liberale Partei steckte ihr Programm in die Tasche, wie dies das Ministerium Frère-Orban meistens that, — dann hörte sie eben auf, liberal zu sein. Ueber diese doppelte Taktik brach nun im liberalen Lager die heftigste Fehde aus. Die doktrinär-liberale Fraktion meinte, man müsse einzig und allein mit den 116,000 Wählern rechnen, weil diese ausschließlich über die Geschicke Belgiens entscheiden. Man müsse deshalb alle politischen und sozialen Reformen vertagen. Die fortschrittlich-radikale Fraktion hingegen verlangte mit aller Entschiedenheit einen thatkräftigen Liberalismus, welcher die Massen zu begeistern vermöchte, ohne sich viel um die Willensmeinung jener unbedeutenden Minderheit zu bekümmern, welche bei uns das Wahlrecht usurpirt hat. Die belgische Fortschrittspartei sah ganz richtig voraus, daß die Zukunft des Landes

Ein Gelehrten-Briefwechsel.

Nur selten dringt einmal ein Lebenszeichen von den Heimlichkeiten der Gelehrten-Werkstätten in die breite Oeffentlichkeit. Literatur und schöngeistige Literatur — oder was man so gemeinhin dafür hält, denn es ist nur zu oft weder schön noch auch besonders geistsprühend — sind es für die meisten Zeitungsleser nahezu die nämlichen Begriffe. Für diese Gattung des Schriftthums regt sich die allgemeine Theilnahme, und unvermerkt überträgt sich diese Theilnahme denn auch von den literarischen Leistungen auf die Schriftsteller. So ist es denn am Ende nur natürlich, wenn Aufzeichnungen aus dem Leben der Schriftsteller, Nachrichten über ihre Erfolge und über ihre Kämpfe unter einander und mit der bitterbösen Kritik doch immerhin ein Lesepublikum finden. Ein wenig kitzelt ja wohl auch die liebe Neugierde, die nicht eher ruht, als bis sie die Großen unseres Geschlechtes oder die dafür Geltenden in ihrer menschlichen Bedürftigkeit, in ihrem Hausgewand zu sehen bekommt. All das fällt bei der eigentlichen Gelehrtenliteratur fort. Die leidigen Menschlichkeiten, denen die Forscher unterworfen sind und von denen die Gelehrtengeschichte förmlich wimmelt, sind ja doch für die außerhalb der Bannschranken stehenden Zuschauer ganz und gar nicht vorhanden. In den Berichten über die verschiedenen Akademie-Sitzungen, in den Privatbriefen und Gesprächen tost der Streit der Meinungen und droht oftmals die festgegründeten Mauern zu zertrümmern. Allein „die große Welt“ kümmert sich nicht im Mindesten um den Lärm und den Hader der Gelehrten. Die große Welt nimmt die großen Entdeckungen der Gelehrten ebenso hin, wie etwa gefährliches Licht, Luft und Sonnenschein; sie äußert alsdann auch wohl ein flüchtiges Verlangen, diese Männer einmal sich ein wenig näher besehen zu dürfen. Dieses Bedürfniß befriedigen alsdann auch unsere illustrirten Zeitschriften auf das Schnellste. Erst wenn sozusagen ein dramatisches „literarisches Gewitter“ lange Zeit und ununterbrochen am Himmel steht, dann horcht das Publikum ein wenig sorgsamer auf, um doch etwas Genaueres über den Hergang der „interessanten“ Angelegenheit zu erfahren. Dann werden auch zuweilen Gelehrtenbriefwechsel von Laien gelesen. Und solch einen erlesenen literarischen Leckerbissen möchten wir diesmal auf die öffentliche Tafel setzen.

Der Briefwechsel zwischen den beiden großen deutschen Naturforschern **Justus Liebig** und **Friedrich Wöhler** ist es, dessen nähere Bekanntschaft wir vielen unserer Leser empfehlen möchten. Es geht darin freilich entsetzlich fachmännisch gelehrt her; es wimmelt von chemischen Entdeckungen, Formeln, Gleichungen. Wenigstens ist das in dem ersten Bande der Fall. Aber mitten durch die ununterbrochen fortlaufenden Nachrichten über eigene und fremde Forschungen schlägt der rein menschliche Funke in Beiden, sodaß der Leser sofort die Ueberzeugung gewinnt, daß es sich bei diesen großen Männern doch nicht blos um Bereicherung des Einzelwissens, um Erweiterung des erreichten Besitzes an Erkenntnissen handelt. Allerdings waren es zunächst nur Fachinteressen, welche die Beiden einander näherten und nach kurzer Zeit schon zu einem Freundschaftsverhältniß ausreifen ließen, das sich fast über ein halbes Jahrhundert erstrecken sollte. Aus dem Ende der zwanziger Jahre rühren die ersten Briefe Wöhlers an Liebig her. Es war damals der Wonnemond der deutschen Naturwissenschaft. Auf allen Gebieten derselben traten Männer hervor, die ein ungewöhnlich ausgebreitetes Wissen mit weit ausgreifenden Ideen verbanden. Während Deutschlands wissenschaftlicher Genius unter den Umschlingungen der durch ihre ungeheuerlichen Ausgeburten einer dialektisch angeregten Fantasie irre gewordenen Naturphilosophie erstickt zu werden drohte, war namentlich in Frankreich das neue Tagesgestirn der echten, genauen naturwissenschaftlichen Forschung in aller Pracht aufgegangen und Paris war das Mekka der neuen Lehre geworden, wohin die Gläubigen aus allen Ländern in Andacht pilgerten. Indessen schon standen gewaltige Geisteskräfte diesseits des Rheins in Bereitschaft, um den ungeheuren Vorsprung der glücklicheren Nachbarn einzuholen. **Liebig**, dessen Name später die ganze Welt erfüllen sollte, der durch seine folgenschweren Entdeckungen zu einem der größten Wohlthäter für die gesammte Menschheit wurde, stand damals schon in hohem Ansehen bei den heimischen wie bei den französischen Gelehrten. Das kleine Universitätsstädtchen Gießen wurde durch seine wissenschaftliche Werkstätte, die erste ihrer Art in Deutschland, zum vornehmsten Anziehungspunkt für alle Diejenigen, welche die neuere Chemie an der Quelle kennen lernen wollten. **Wöhler** in Berlin hatte seinen ersten großen und entscheidenden Schritt auf der Bahn zu seiner Unsterblichkeit zurückgelegt. Seine ungemein wichtige That war die Entdeckung des Harnstoffes und die Zusammensetzung dieses Bestandtheiles der organischen Welt aus anorganischen Stoffen! Man staunte überall dieses wissenschaftliche Wunderwerk an und der Name des jungen Forschers ging von Mund zu Mund. Diese großartige Entdeckung aber wurde die erste Veranlassung zu dem vorliegenden Briefwechsel, den die Tochter Wöhlers, Fräulein **Emilie**, in kindlicher Pietät gegen den berühmten Vater und den berühmten Freund jüngstens veröffentlicht hat.*)

Ein gleicher, unwiderstehlicher Eifer, der vor keiner Schwierigkeit und vor keiner Gefahr zurückschreckt und der sie Beide mehr als ein Mal an den Rand des Verderbens brachte, ist ihnen gemeinsam. Im Uebrigen sind die Naturen so grundverschieden, wie nur jemals welche vorgekommen. Liebig ist stets sprungfertig, stets bereit, dem Gegner auf den Leib zu rücken. Er ist kampflustig bis zum Aeußersten und verfügt über die schärfsten literarischen Waffen, von denen er einen rücksichtslosen Gebrauch macht. Er hat viel von dem Temperament eines reizbaren Publizisten in sich. Er ist ein durch und durch moderner Schriftsteller und er weiß von dem Waffenhandwerk der modernen Presse einen ausgiebigen Gebrauch zu machen. Die von ihm begründeten „Annalen“ werden der Mittelpunkt der streitbaren Geister in der neuen chemischen Wissenschaft und die Gegner spüren gar bald die Wirkungen der scharfgespitzten Pfeile, welche Liebig gegen sie mit seiner treffsicheren Hand schleudert. Er liegt mit aller Welt in heftiger Fehde. **Wöhler** dagegen ist die verkörperte Ruhe, die unerschütterliche Kalthblütigkeit selbst. Wenn es erlaubt ist, einen Vergleich mit einem anderen Deutschen heranzuziehen, dessen Name hellleuchtend durch alle Zeiten strahlt, so möchten wir **Wöhler** in seiner geistigen Eigenart **Moltke** an die Seite stellen, während **Liebig** Etwas von dem stürmischen Temperamente **Bismarcks** zeigt. Aber sie dienen eben Beide paarweise der einen gemeinsamen Sache; unsere Wissenschaftler legen die sicheren Grundlagen zum wissenschaftlichen Ruhme Deutschlands, wie Jene zum politischen. Bei all seiner unermüdlichen Arbeitslust, bei all seiner ungeheuren Arbeitskraft widerfährt es Liebig häufig, daß er um irgend eines störenden kleinen Zufalles, eines körperlichen Mißbehagens wegen in den heftigsten Unmuth ausbricht. Genau so wie der Kanzler. „Ich bin meines Lebens,“ so schreibt er am 1. Mai 1832, „beinahe müde, und kann mir denken, daß Todtschießen und Halsabschneiden in manchen Fällen kühlende Mittel sind . . . Was ist doch die Arzneikunde für eine elende, niederträchtige, miserable Sache! Ist es denn durchaus unmöglich, daß ein

*) Braunschweig. Im Verlage von Friedrich Vieweg u. Sohn.